

*Über den Autor:*

Jochen Siemens lebt in Hamburg und arbeitet als Reporter für den »Stern« und andere Zeitschriften. Er ist verheiratet und hat eine Tochter. »Besuch von oben« ist sein zweites Buch.

JOCHEN  
SIEMENS

**Besuch  
von oben**

ROMAN

DROEMER 

*Für A. und D.*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



Originalausgabe Mai 2017  
Droemer Taschenbuch  
© 2017 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Dr. Clarissa Czöppan  
Umschlaggestaltung und -illustration: Sabine Kwauka  
Illustrationen im Innenteil: whiteisthecolor / Shutterstock.com  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30590-4

2 4 5 3 1

*S*ie hatten die neuen Listen schon vor zwei Tagen in die Bekanntmachungskästen gehängt. Um Mitternacht, wie immer. Die Kästen waren alt und sahen aus wie große Fenster mit blauen Rahmen. Die Scheiben waren schon ein wenig trüb, und weil es seit zwei Tagen regnete, war Wasser hinter die Scheiben gesickert und hatte die Listen an den Rändern aufgeweicht. Die alte Frau, die am Abend noch einmal zu den Kästen gekommen war, musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um das zu sehen, was sie suchte. Da, ziemlich weit oben, standen ihr Name und der ihres Mannes. Sehr klein und fast unleserlich mit blauer Tinte geschrieben. Die Feuchtigkeit war schon bei den ersten Buchstaben ihres Namens angelangt und fing an, sie zu verwischen. Aber es war ihr Name. Ganz sicher. Die alte Frau war bereits zum dritten Mal hier, sie wollte sich immer wieder vergewissern, dass sie sich nicht verlesen hatte. Das Datum, das hinter den Namen stand, war von gestern, aber gestern war alles ausgefallen, weil es geregnet hatte. Auch heute regnete es, und so war seit zwei Tagen alles abgesagt worden. Also morgen. Die Frau nickte und schaute zum Himmel, der tiefschwarz war. Es war nicht zu erkennen, ob es weiterregnen würde. Sie musste Geduld haben. Neben ihr stand ein Mann, auch er alt und deutlich kleiner als die Frau. Er hielt sein Gesicht sehr, sehr dicht an die Scheibe und schüttelte den Kopf.

*»Ich kann das nicht mehr lesen, da unten auf der Seite, da ist schon alles verwischt. Können Sie sehen, ob da Kaiser steht? Mit a i?«*

*Die alte Frau setzte ihre Brille auf und versuchte, in der hellblauen Tintenwolke einen Namen zu entziffern. Sie erkannte ein »K« und ein »ser«.*

*»Ja, ich bin ziemlich sicher, dass es Kaiser heißt«, sagte sie.*

*»Ich finde diesen alten vermoderten Kasten unmöglich. Man kann doch so wichtige Dinge nicht in den Regen hängen. Stellen Sie sich mal vor, jemand erkennt seinen Namen nicht und verpasst alles!«*

*»Ja«, stimmte die Frau zu, »hier müsste überall mal gründlich renoviert werden. Sagt mein Mann auch.«*

*In der Nacht hatte sich der Himmel aufgeklart, und als es hell wurde, waren nur noch dünne weiße Schleierwolken zu sehen. Es war auch wieder wärmer geworden, der Regen und der Tau auf den Wiesen verdunsteten in fast weißen Schwaden, die aus dem Grün aufstiegen. Es hatten sich am Morgen schon viele auf den Weg gemacht, einige auch schon in der Nacht. Die hellbraunen Kieswege, die aus drei Richtungen zu dem Gebäude auf dem Hügel führten, waren voller Menschen. An den drei Eingangstüren des Gebäudes hatten sich lange Schlangen gebildet. Das Gebäude sah aus wie eine sehr große Bergstation einer Seilbahn, nur führte kein Seil irgendwohin, und es gab auch keine Kabinen. Das Gebäude hatte die futuristische Architektur der 60er-Jahre: sehr große Glasfenster und ein rautenförmiges, flaches Betondach, das in der Mitte nach oben geknickt war und dessen Ränder weit über das Gebäude herausragten. Das Gebäude war beige, das Dach hellgrau, fast weiß. Trotz seiner sperrigen Architektur wirkte das kantige Gebäude freundlich, was*

*auch an der hellblauen Farbe der Türen und den schmalen Fensterrahmen lag. Von drei Eingangstüren standen zwei weit offen, an der dritten Tür wies ein Schild darauf hin, dass erst am Mittag geöffnet werde.*

*Die Menschen, die vor den zwei Türen Schlange standen, waren meist alt, einige sogar sehr alt. Erst wenn man genau hinsah, an der Menschenschlange entlang, erkannte man ein paar jüngere, viele alleine, aber auch Paare, die sich an der Hand hielten, und vereinzelt auch kleine Gruppen, die sich unterhielten und lachten. Gleich hinter den Eingangstüren des Gebäudes gab es zwei große Tresen aus hellem Holz, hinter denen ältere Frauen und Männer saßen, die sehr große, dicke Bücher vor sich hatten, neben sich Ordner in verschiedenen Farben und an der Seite Ablagekörbe mit mehreren Fächern. Auf dem Tisch standen außerdem kleine Karussells mit Stempeln, daneben Locher und Klammerhefter. Fast alle Männer und Frauen hinter den Tresen trugen eine Brille und Hemden oder Jacken im gleichen Blau wie die Türen. In der Schlange vor dem Gebäude standen sicher über fünfhundert Menschen. Sehr viel mehr als sonst, was daran lag, dass die Exkursionen zwei Tage lang ausgefallen waren und nun auch diejenigen warteten, die vor zwei Tagen an der Reihe gewesen wären. Über der Szene schwebte eine Wolke aus Gemurmels und leichter Aufgeregtheit, aber niemand stöhnte oder schimpfte. Manche, die ein wenig müde vom Stehen waren, hatten sich hingesetzt. Niemand der Wartenden hatte irgendetwas bei sich, keine Tasche, keinen Koffer, noch nicht einmal irgendetwas unter dem Arm oder in der Hand, nur die großen weißen Umschläge, die fast jeder hatte und mit denen sich einige Luft zufächelten. Bis auf das Gebäude war weit und breit*

kein Haus zu sehen, und es war schwer, die hellbraunen Kieswege zurückzuverfolgen. Sie verliefen über den Hügel in ein kleines Tal und dann wieder über einen Hügel und verschwanden schließlich im Frühnebel, der von den Wiesen herüberzog.

Die Schlange bewegte sich nur sehr langsam vorwärts, an einem der Tresen kamen ein sehr alter Mann und eine alte Frau an die Reihe.

Die Frau hinter dem Tresen lächelte die beiden an.

»Name?«

»Schweikert. Heinrich und Hannelore Schweikert.«

»Für wann angemeldet?«, fragte die Frau.

»Eigentlich für vorgestern«, sagte die Frau, öffnete den Umschlag und legte ein paar Blätter eng beschriebenes Papier auf den Tresen.

»Ach, Sie Armen«, sagte die Frau freundlich und las die Papiere, »haben so lange gewartet. Aber Sie wissen ja, wenn's regnet, geht hier gar nichts. Das soll sich aber bald ändern, hab ich gehört.« Sie las weiter, nickte ein paarmal und blätterte in dem großen Buch vor ihr ein paar Seiten nach hinten. Die Seiten waren in sehr kleine Kästchen unterteilt, die mit winziger Handschrift vollgeschrieben waren. Die Frau suchte mit dem Finger die Spalten ab.

»Ach, hier habe ich Sie. Schweikert. Oh, und ich sehe, Sie machen das heute zum ersten Mal?«

»Ja«, antwortete die alte Frau und versuchte zu lächeln. Der Mann neben ihr sagte nichts.

Die Frau hinter dem Tresen schrieb etwas in das entsprechende Kästchen, dann machte sie ein paar Kreuze und Häkchen auf den Blättern, stempelte sie ab und ordnete sie neu in zwei Stapel; einen Stapel heftete sie zusammen und legte ihn in den Korb auf der Seite, den anderen

legte sie wieder auf den Tresen. Dann sah sie die beiden Alten an und stöhnte leise.

»Sie sind ja schon länger hier, Sie können das nicht wissen, aber ich bin erst seit einem Jahr hier, und ich kann Ihnen sagen, das ist hier wie bei einer Behörde vor fünfzig Jahren. Da, wo ich herkomme, habe ich auch bei einer Behörde gearbeitet, auf dem Ausweisamt, wissen Sie, und da hatten wir Computer, auf denen man alles sehen und bearbeiten konnte. Ging viel schneller. Aber hier, so altmodisch hab ich mir das nicht vorgestellt. Und die Wartezeiten erst. Sie haben sich ...«, die Frau blickte auf die Blätter, »... vor so langer Zeit schon angemeldet, und nun ist es erst heute so weit. Das liegt nur an dem Papierkram hier.« Sie tippte auf die Papierstapel. »Ganz wichtig, die nehmen Sie bitte mit und geben sie ab, wenn Sie an der Reihe sind, ja? Und wenn Sie wieder zurück sind, liegen die Papiere beim Empfang in den roten Fächern ›Paare‹ unter S. Sie nehmen sie bitte wieder heraus und geben das erste Formular wieder ab, ja? Wichtig ist, dass es abgestempelt wird, darauf müssen Sie achten, ja?«

Die alte Frau hatte versucht, gut zuzuhören, genau wie der Mann, doch er sah aus, als ob er auf einem Ohr schwer hören würde, denn er legte den Kopf schief.

Die Frau hinter dem Tresen seufzte. »Ach ja, da kommt man schneller hierher, als einem lieb ist, und dann dauert's Ewigkeiten ...« Sie lachte. »Ja ... Ewigkeiten. So. Nun muss ich Sie noch darauf hinweisen, dass Sie keinerlei Gegenstände außer Ihrer Kleidung mitnehmen dürfen, wirklich überhaupt nichts, ja?« Sie sah die Frau an. »Sie tragen eine Brille, oder?«

Die alte Frau nickte und zog eine Brille aus der Tasche ihres Mantels.

»Die müssen Sie auch vorne abgeben. Sie können sich,

wenn Sie an der Reihe sind, eine Brille leihen. Die passen nicht immer gut, aber man kann etwas sehen. Ist nur eben so, es darf nichts Eigenes mitgenommen werden. Und Sie dürfen auch nichts hierher mitbringen, ganz wichtig. Das haben schon viele versucht, aber glauben Sie mir, es wird Ihnen abgenommen. So, und dann noch das Wichtigste. Die Abholung. Wenn Sie da ...« Die freundliche Frau sprach immer weiter, und die alte Frau und der Mann hörten zu. Man konnte sehen, dass sie Mühe hatten, sich alles zu merken, die alte Frau runzelte öfter die Stirn, und der Mann blickte gelangweilt zur Decke des Gebäudes. An den Tresen neben ihnen hörte man überall die gleichen Sätze, Papier raschelte, die Seiten der dicken Bücher wurden umgeblättert, und beinahe im Takt hörte man das dumpfe Knallen der Stempel und das metallische kurze Krachen der Klammerhefter. Und weil die meisten Menschen in der Schlange alt waren, musste das Personal hinter den Tresen vieles wiederholen, manchmal auch laut. »NICHTS MITNEHMEN, VERSTEHEN SIE?«, rief der Mann neben der netten Frau einem alten Herrn ins Ohr, der sich über den Tresen gebeugt hatte.

»Und, aufgeregt?«, fragte die freundliche Frau die beiden.

»Ja«, sagte die alte Frau, »sehr. W... wo werden wir denn da sein? Ich meine, wo setzen die uns ab?«

»Das hat man Ihnen doch schon gesagt, oder? In der Nähe der Person, die Sie angegeben haben. Manchmal ist das nicht ganz genau dort, es gibt ja nur bestimmte Auslassungs- und Einlassungspunkte, aber wenn Sie an der Reihe sind, wird man Ihnen sagen, wie Sie zum Ziel kommen. Keine Sorge, ich habe noch nie gehört, dass sich jemand verlaufen hätte. So. Und nun gehen Sie bitte weiter in den Wartebereich Grün, Paare, S bis U, Sie werden

dann aufgerufen. Ich wünsche Ihnen eine schöne Exkursion.«

Die beiden Alten gingen langsam am Tresen vorbei in den hinteren Teil des Gebäudes, die Frau hatte sich bei dem Mann eingehakt und zog ihn ein wenig. Obwohl das Gebäude sehr geräumig war, wurde es etwas eng, weil die Menschen sich im Wartebereich drängten.

»Mir ist nicht wohl«, sagte der alte Mann. »Glaubst du immer noch, dass es eine gute Idee war?«

»Das weiß ich nicht«, gab die Frau zu, »aber nun sind wir hier. Das stehen wir jetzt durch, Heinrich.« Und sie lächelte den Mann an. »Jetzt haben wir so lange gewartet. Bist du gar nicht neugierig?«

Die beiden Alten reihten sich in den Strom der Wartenden ein, der sich langsam in den langen Gang schob. Am Ende des Ganges tat sich eine Halle auf, in der ein Labyrinth aus alten, in den Boden eingelassenen Pfosten, die mit sehr alten Seilen verbunden waren, die Wartenden in eine lange Zickzack-Schlange lenkte. Das Gemurmel, das vereinzelte Husten oder Gelächter wurde lauter. Die Schlange bewegte sich gleichmäßig und zügig, lange konnte es nicht mehr dauern.

»Ich weiß nicht, ich glaube, es war keine gute Idee«, sagte der Mann jetzt, »wir hätten bleiben sollen, wo wir nun mal hingehören. Was sollen wir da?«

Die Frau lächelte und nahm die Hand des Mannes. »Ich bin ja bei dir. Und umkehren können wir jetzt nicht mehr.«

»Das konnten wir, als wir herkamen, auch nicht«, murmelte der Mann leise.





Es war ein Mittwoch im Juni, als diese Geschichte begann. Es war ein warmer Morgen, und ich stand vor der Tür des Hauses, in dem ich ein Büro hatte. Ich, Johannes Schweikert, Innenarchitekt, 49 Jahre alt, blond-graue Haare, die langsam weniger wurden, schlank, na ja, verheiratet, eine Tochter, einen Pappbecher mit Milchkaffee in der Hand und, obwohl 49 Jahre alt, nicht so aussehend, sondern so wie alle Männer, die sich äußerlich den sichtbaren Jahresringen ihrer Generation verweigern wollen und sich mit Sport, Jeans und stoppeligen Bärten ihre jugendliche Verwegenheit zu erhalten versuchen. Früher war ich einmal ein Stildurcheinander gewesen; einer, der seine Anwesenheit mit übergroßen Jacken und Hemden zu vergrößern versuchte, aber das war vorbei. Ich mochte jetzt nichts mehr, was an mir herumflatterte, sondern ich trug »slim«, wie man es nannte, also passend. Es wehte nichts mehr, wenn ich ging, und ich hatte gelernt, Krawatten zu binden, was ich früher gehasst hatte. Ich hatte nur fünf davon, aber dazu später.

Früher war mein Denken eine Loseblattsammlung gewesen – Hippie, Kommunist, Dandy, von allem etwas. Aber auch das hatte ich im Laufe der Jahre geordnet. Ich überzog nicht mehr alles mit Ironie, ich saß nicht mehr auf dem Hochsitz des jungen Lebens, sondern unten, mit-

tendrin in der zweiten Lebenshälfte. Zu all dem, was mich ausmacht und was mich geleitet hat, gehört, dass meine Eltern vor 22 Jahren bei einem Autounfall ums Leben kamen, als sie auf dem Weg zu mir waren. Wenn man jung ist und innerhalb weniger Minuten seine Eltern verliert, dann ist das, als ob einem die Biografie wie ein Baum durchgeschlagen wird. So fühlte es sich vor 22 Jahren an, und dieses Gefühl ist bis heute geblieben. Es ist kein glatter Schnitt, wie etwa von einer Säge, sondern es bleiben Splitter, und die beiden Teile des Stammes hängen noch an ein paar Holzfasern und etwas Rinde zusammen. Man erkennt das erst ein paar Jahre später, wenn man lernt, dass es zwei Leben gibt, das mit und das ohne Eltern, und man erfährt, dass es lange dauert, die Hälften des Stammes zu trennen. Sie knirschen und ächzen, wenn man an ihnen zieht. Der Baum ist schon lange tot, aber er will nicht loslassen, man muss Faser für Faser voneinander trennen oder warten, bis sich manche Fasern von selbst auflösen oder morsch werden. Jedenfalls wird die Schnittstelle nie glatt werden, sondern immer rau und splittrig bleiben.

Ich lebte also seit 22 Jahren ohne Eltern und versuchte, die Schnittstelle nicht zu berühren. Ich habe ihre Gesichter nicht vergessen, aber sie verblassten. Es hatten sich 22 Jahre Leben zwischen ihr Ende und heute geschoben, und es war ein anderes Leben als vor dem Unfall. Die 27 Jahre vor ihrem Tod war ich ein Kind gewesen, dann ein Teenager und dann ein großer Teenager. Ich wohnte zu Hause, spielte, ging zur Schule, ertrug die Wirrungen des Lebens, begann, mir eine eigene Meinung zu bilden, protestierte, rebellierte gegen meine Eltern und zog aus. Ich war unfertig, dann halbfertig und

schließlich fast fertig für das Leben. Von da an hätten die Jahre vor mir gelegen, in denen ich angefangen hätte, ihnen aus der Ferne etwas vorzuleben: mich selbst. Es wären die Jahre meines Beweises gewesen, vielleicht nicht alles, aber immerhin mich selbst richtig gemacht zu haben. Oder fast richtig. Auf alle Fälle, und das ist jetzt ein schmerzhafter Satz, brauchte ich sie, als ich damals auszog, immer weniger. Sie hatten mich in die Welt gesetzt, mir das Laufen und das Denken beigebracht, und nun konnte ich das alleine und konnte davon ganz gut leben. Aber dass ich ihnen das nie zeigen konnte, ist, wenn ich darüber nachdenke, eine Unvollkommenheit, mit der ich bis heute lebe.

Und wenn ich länger darüber nachdenke, ist es mehr als eine Unvollkommenheit. Es ist ein Verlust, der noch immer schmerzt, der Verlust der Eltern, die nicht mehr zuhören und nicht mehr zusehen können, die einzigen wirklichen Zuschauer. Ich glaube, dass alles, was man als junger Erwachsener macht, ob man sein erstes Geld verdient, ein Haus baut, eine Frau heiratet oder nicht, als Fußballspieler ein Tor schießt, ein neues Auto erfindet, als Künstler ein Bild malt oder als Arzt ein Herz operiert; dass man das alles eigentlich für die Eltern macht, die auf der Tribüne des eigenen Lebens sitzen. Selbst wenn man sich zerstritten hat, bleiben sie das einzig ewige Publikum, das man hat, und man blickt immer mit einem Auge zu ihnen hinauf. Ich habe mir oft vorgestellt, ihnen irgendwohin Briefe zu schicken, mit den Bildern der Häuser, die ich entwarf, oder sie einmal im Jahr anrufen zu können. Ich habe mich oft gefragt, ob der Tod nicht eine Reform verdient hätte, eine Todesvollzugslockerung oder so was. Natürlich weiß ich, was für ein Quatsch das ist, aber ich habe mit Schmerzen

Sartres *Das Spiel ist aus* gelesen, mehrmals gelesen und mir vorgestellt, die beiden toten Liebenden, die darin noch einmal auf die Erde zurückkehren dürfen, wären unter uns und schauten uns zu.

Dennoch ist mir nichts Erzähltes oder Geschriebenes bekannt, das mit richtigen Worten das beschreiben kann, was sich an jenem Morgen ereignete. Es war eigentlich wie jeden Morgen: Auf der Straße mit den großen Linden- und Kastanienbäumen stauten sich die Autos, deren Fahrer einen Parkplatz suchten. Viele junge Menschen liefen an mir vorbei in das fünfstöckige alte Haus, sie alle arbeiteten in den Büros, und alle sagten »Hallo« und »Wie geht's«, manche hatten Kopfhörer in den Ohren, andere telefonierten beim Gehen mit ihren Handys. Aus der Ferne muss das Haus ausgesehen haben wie ein Bienenstock.

Ich sah mir das einen Moment lang an und dachte an den ersten Termin, der mich heute erwartete, eine Besprechung wegen der Inneneinrichtung einer Boutique. Wie immer war ich darauf gut vorbereitet. Während ich an die Eichenholzböden und Betontresen dachte, die ich entworfen hatte, und an meine Tochter, die heute eine Klassenarbeit schreiben sollte, sah ich die Abschleppwagen kommen, die hier oft falsch geparkte Autos entfernten. Ich rauchte meine erste Zigarette an diesem Morgen und fragte mich, ob und wie oft die sehr junge und blonde und sehr schöne Web-Designerin aus dem Büro im dritten Stock heute Nacht wohl mit ihrem, wie ich wusste, neuen Freund geschlafen hatte, denn ihre Augen hatten den Glanz einer Lottogewinnerin, fand ich. Während also dieser Alltagsmorgen an mir vorbeizog, fiel mir etwas auf. Da war etwas, was nicht in

das gewohnte Bild aus eiligen jungen Menschen, den grünen Blättern der Bäume und dem blauen Himmel passte.

Erst sah ich nur zwei weiße Punkte aus dem Augenwinkel, dann, dass es zwei Personen waren, die langsam näher kamen. Schließlich fiel mir auf, dass sie weiße Haare hatten und dass ihre Langsamkeit nicht zu den schnellen, federnden Schritten der anderen Passanten passte. Ich sah auf der Straße zwei alte Menschen auf dem Gehweg. Sehr langsam, zittrig und gebrechlich. Sie schoben ihre Füße mehr, als dass sie sie hoben. Sie waren Greise mit einer Haut, so blass und knittrig wie Pergamentpapier. Bis auf die Häuser und die alten Linden und Kastanien war in dieser Straße eigentlich nie jemand so Altes zu sehen, höchstens einmal arme alte Menschen, die verstohlen in den Mülltonnen wühlten und verschämt löchrige Pullover, Schuhe oder Pfandflaschen herausholten. Die beiden Alten aber gingen an den Mülltonnen vorbei und blickten um sich wie zwei, die sich verirrt hatten oder etwas suchten. Der Mann hatte sehr viele Falten im Gesicht und trug einen dünnen durchsichtigen Regenmantel über einem zerknitterten blauen Anzug, die Frau ein grünes Kostüm und einen beigen dünnen Mantel, der ebenfalls sehr zerknittert war. Und sie trug eine Brille, die nicht ihre sein konnte, sie war zu groß, saß schief, und das linke Glas hatte einen Sprung. Sie sahen aus wie eine lebende Altkleidersammlung.

Sie blieben ein paar Meter entfernt stehen, die Frau sah mich an, und der Mann schüttelte den Kopf. Die Frau zog ihn weiter, und sie kamen langsam in dem Hauseingang auf mich zu. Die Frau blieb stehen und kniff ein Auge zu. Der Mann stand hinter ihr und blick-

te nervös zwinkernd zu mir und dann am Haus hoch. Ich dachte wirklich, da hätten sich zwei aus einem Altersheim verlaufen, und lächelte sie an. Die Frau kam näher und sagte: »Entschuldigung. Sind Sie ..., äh, bist du Johannes Schweikert?« Auch sie hatte sehr viele Falten, aber ihre waren feiner als die im Gesicht des Mannes.

Das Erste, was ich dachte, war – nichts. Verdächtig nichts. Irgendetwas schaltete meinen Verstand aus. Eigentlich waren es nur zwei alte Menschen, aber etwas an ihnen irritierte mich. Der Blick der Frau, die Stirn des Mannes, der Mund der Frau, die Art, wie der Mann den Kopf neigte. An wen erinnerten mich die beiden Greise? Und woher kannten sie meinen Namen? Ich dachte an Freunde meiner Eltern, die ich vielleicht vergessen und die meine Adresse herausgefunden hatten und etwas wollten. So wie damals, als die Mauer fiel und bei Freunden von mir auf einmal knatternde Trabis auf der Straße standen und alte Menschen klingelten, die irgendwelche Onkels und Tanten fünfzehnten Grades aus der DDR waren und nun jeden besuchten, der irgendwie nach Verwandtschaft aussah. Aber die DDR gab es schon lange nicht mehr, und mir fiel niemand ein, der mit meinen Eltern befreundet gewesen war und den ich kannte. Die beiden Greise blieben vor mir stehen und sahen mich lange an. Das andere, was ich dachte, verbannte ich aus meinem Kopf und hielt die Tür von innen zu. Der Blick der Frau und der Mund des Mannes, das ... Nein, das konnte nicht sein. Wie denn auch? Das konnten nie im Leben meine ... Nein, nie im Leben, sie waren tot, seit über zwanzig Jahren.

»Entschuldigen Sie ... Sie sind also nicht Johannes? Johannes Schweikert?«, fragte die alte Frau, und ich

sah, dass ihre Hand nervös an den Knöpfen des Mantels drehte.

Ich überlegte, ich wusste wirklich nicht, was ich tun sollte, mich abwenden und gehen? Es war mir verdammt unheimlich.

»Äh ... und warum ... warum wollen Sie das wissen?« Ich glaube, ich stellte die Frage, um Zeit zu gewinnen. Zwar hielt ich die Tür in meinem Kopf immer noch von innen zu, aber was ich nicht denken wollte, quoll nun wie Nebel durch das Fenster herein. Aber es konnte nicht sein! Ich hatte damals ihre Leichen identifiziert, ich hatte ihre Särge ausgesucht, ich hatte Stunden und Tage an ihrem Grab gegessen. Dabei fiel mir ein, dass ich die Grabpflegerechnung für das Quartal noch nicht bezahlt hatte; sie lag auf meinem Schreibtisch: »Sommerbepflanzung und Pflege, Grab Schweikert, 120 Euro«, oder so ähnlich. Sommerbepflanzung ist immer teurer als Winterbepflanzung. Sie waren es nicht, sie konnten es nicht sein. Das mussten Verkleidete sein, irgendwelche Schauspieler oder so. Ich war Architekt und kurz davor, in mich zusammenzufallen wie ein soeben gesprengtes Haus. Jedenfalls fühlte ich mich so.

Der alte Mann richtete sich etwas auf, sah wieder am Haus hoch und seufzte. »Mensch, Johannes, bist du das nun oder nicht? Ich bin dein Vater, und das ist deine Mutter. Wir sind deine Eltern«, sagte er.

Ich presste eine Hand hinter meinem Rücken gegen die Hauswand, mit der anderen zerknüllte ich fast den Pappbecher. »Mein Gott, das kann doch nicht sein!« Ich weiß es nicht mehr, aber ich glaube, ich stotterte, obwohl ich noch nie gestottert habe, jedenfalls fand ich nur halbe Sätze oder Satzscherben. Und Unsinn. »Was, was, äh, was machen Sie hier? Wo kommen Sie her? Ist euch

kalt?« Keine Ahnung, wie ich auf diese Idee kam. Meine Mutter neigte ihren Kopf nach hinten an das Ohr meines Vaters. »Siehst du«, sagte sie, »er ist es.« Mein Vater schaute mich an, lange und wortlos. »Wir haben Urlaub«, sagte meine Mutter, »einen Tag. Um dich zu sehen.«

Ich sah sie an, konnte aber nichts sagen. Am liebsten wäre ich einfach davongelaufen. Mein Vater, oder besser gesagt der Mann, bewegte sich schließlich wieder, er legte meiner Mutter die Hand auf die Schulter und sagte ihr ins Ohr: »Ich wusste es, er verkraftet das nicht, er sagt nichts, und wir stehen hier noch den ganzen Tag. Und ... er ist so dünn, findest du nicht?«

»Ja«, erwiderte die Frau und blickte mich an, »du bist zu dünn, Johannes ... Und deine Haare werden grau.«

»Und weniger«, sagte mein Vater.

»Wie? Zu dünn?« Ich merkte, wie meine Hand und mein Bein anfangen zu zittern und mein Augenlid zuckte.

»Wie ... wie ... wie habt ihr mich gefunden? Wer sind Sie? Und wo kommen Sie her? Ihr seid doch ...«

»Tot, ja, natürlich sind wir das. Und wir bleiben das auch. Aber da, wo wir sind, hat man auch mal Ausgang, wie Ferien. Und als man uns fragte, was wir machen wollten, haben wir gesagt, wir wollten noch einmal zurück in diese Welt. Einen Tag nur, heute Abend müssen wir ... wann noch mal genau?«, fragte mein Vater meine Mutter.

»Gegen sechs Uhr«, sagte sie.

»Nein, um sechs Uhr pünktlich ... zurück«, bekräftigte mein Vater.

»Wir rufen dich an, wenn wir im Hotel sind«, sagte ich wie in Trance.

Meine Mutter runzelte die Stirn. »Wie bitte ...?«

»Das war der letzte Satz, den ich zu dir gesagt habe, oder?« fragte mein Vater.

»Ja.«

»Ja, stimmt.« Er nickte und blickte wieder an dem Haus hoch.

Es war, als ob man im Keller oder auf dem Dachboden eine alte Kiste oder einen Karton aus seinem früheren Leben findet und öffnet. In meinen Gedanken nahm ich aus der Kiste den einzigen Gegenstand heraus – etwa so, wie eine Bowlingkugel oder so ähnlich. Sie war staubig, aber noch so dick und so schwer wie damals, als ich sie hineingelegt hatte. Ich hatte den Gegenstand nie vergessen, ich wusste immer, wo er war. Aber ich wusste, oder dachte jedenfalls, dass ich ihn nie wieder herausnehmen würde. Oder wollte. Jetzt, hier, da ich auf der Straße mit zwei Greisen stand, die behaupteten, meine Eltern zu sein, lag dieses Monstrum der Erinnerung vor mir. Es war der letzte Tag im Leben meiner Eltern.